

Ilja Ilf  
Jewgeni Petrow

# Das goldene Kalb

oder  
Die Jagd nach  
der Million

Roman

Verlag  
Volk und  
Welt Berlin

*Wer die Straße überquert,  
blicke nach links und  
rechts.  
(Straßenverkehrsregel)*

## 1. Wie Panikowski die Konvention verletzte

Die Fußgänger verdienen Liebe.

Die Fußgänger sind der größere Teil der Menschheit. Mehr noch, ihr besserer Teil. Die Fußgänger haben die Welt geschaffen. Sie haben Städte gebaut, vielstöckige Gebäude errichtet, Kanalisation und Wasserleitungen verlegt, Straßen gepflastert und sie elektrisch beleuchtet. Sie haben die Kultur in der Welt verbreitet, den Buchdruck ertüfelt, das Pulver erfunden, Brücken über Flüsse geschlagen, die ägyptischen Hieroglyphen entziffert, den Rasierapparat eingeführt und den Sklavenhandel abgeschafft, und sie haben ermittelt, daß sich aus Sojabohnen einhundertvier-zehn wohlschmeckende und nahrhafte Gerichte zubereiten lassen.

Als alles fertig war und unser heimatlicher Planet ein vergleichsweise wohnliches Aussehen angenommen hatte, traten die Autofahrer auf den Plan.

Übrigens ist auch das Automobil von Fußgängern erfunden worden. Aber die Autofahrer haben das schnell vergessen. Sie begannen die sanftmütigen und gescheiten Fußgänger zu unterdrücken. Die von Fußgängern gebauten Straßen gerieten in die Gewalt der Autofahrer. Die Fahrbahnen wurden doppelt so breit wie vorher, die Gehsteige hingegen schmal wie eine Steuerbanderole. Seitdem müssen sich die Fußgänger verschüchtert an die Häuserwände quetschen.

In der Großstadt führen die Fußgänger ein Märtyrerdasein. Für sie wurde eine Art Verkehrsgetto eingerichtet. Sie dürfen die Straßen nur an den Kreuzungen überqueren, also da, wo der Verkehr am dichtesten und das Härchen, an dem ihr Leben zu hängen pflegt, am leichtesten zu zerreißen ist.

In unserem riesigen Land hat das Automobil, das nach dem Plan der Fußgänger zur friedlichen Beförderung von Menschen und Frachten dienen sollte, die gefährlichen Dimensionen eines brudermörderischen Geschosses angenommen, das ganze Reihen von Gewerkschaftsmitgliedern samt ihren Familien außer Gefecht setzt. Und gelingt es einem Fußgänger schon mal, unter der silbernen Nase eines Autos gerade noch hervorzufattern, so wird er von der Miliz wegen Verstoßes gegen den Straßenkatechismus in Strafe genommen.

Überhaupt ist die Autorität der Fußgänger stark erschüttert. Sie, die der Welt so hervorragende Männer geschenkt haben wie Horaz, Boyle, Mariotte, Lobatschewski, Gutenberg und Anatole France, sind jetzt zu den albernsten Verrenkungen gezwungen, um nur an ihre Existenz zu erinnern. O du Herrgott, den es ja eigentlich nicht gibt, wie weit hast du, den es doch wirklich nicht gibt, den Fußgänger gebracht!

Da wandert so einer von Wladiwostok nach Moskau, immer die sibirische Heerstraße entlang, in der Hand eine Fahne mit der Aufschrift: »Wir erneuern das Leben der Textilarbeiter«, über der Schulter einen Stock mit baumelnden Reservesandalen »Onkel Wanja« und einem blechernen Teekessel ohne Deckel. Der Mann ist ein sowjetischer Sportfußgänger, der Wladiwostok als Jüngling verlassen hat und gegen Ende seiner Jahre am Moskauer Stadtrand von einem schweren Wagen überfahren wird, dessen Nummer sich in der Eile keiner gemerkt hat.

Oder ein anderer, ein europäischer Mohikaner der Fuß-

gängerbewegung. Er geht zu Fuß um die Welt und rollt ein Faß vor sich her. Gern ginge er ohne das Faß, doch dann würde niemand merken, daß er ein Fußgänger auf großer Tour ist, und die Zeitungen würden keine Notiz von ihm nehmen. So muß er denn das verfluchte Leergut lebenslang vor sich herrollen, und das trägt obendrein (Schande, Schande!) eine knallgelbe Aufschrift, welche die unübertroffenen Qualitäten des Autoschmierfetts »Traum des Kraftfahrers« lobpreist.

So sehr ist der Fußgänger heruntergekommen.

Nur in kleinen russischen Städten genießt er noch Ansehen und Beliebtheit. Dort ist er noch der Herr der Straße, bummelt sorglos über den Fahrdamm und überquert ihn aufs abenteuerlichste in beliebiger Richtung.

Der Mann mit der weißen Schirmmütze, wie sie zumeist Conferenciers und Administratoren von Sommergärten tragen, gehörte zweifellos zum größeren und besseren Teil der Menschheit. Er bewegte sich zu Fuß durch die Straßen der Stadt Arbatow und blickte mit nachsichtiger Neugier nach rechts und links. In der Hand trug er ein Hebammenköfferchen. Die Stadt schien den Fußgänger mit der Artistenkopfbedeckung wenig zu beeindrucken.

Er sah anderthalb Dutzend hellblaue, resedagrüne und weißrosa Glockentürme; das abblätternde amerikanische Gold der Kirchenkuppeln fiel ihm auf. Über einem offiziellen Gebäude knatterte eine Fahne.

Vor dem weißen Torturm des Provinzkreml schimpften zwei mürrische Greisinnen in französischer Sprache auf die Sowjetmacht und erzählten von ihren geliebten Töchtern. Aus dem Keller einer Kirche wehte Kühle, vermischt mit säuerlichem Gärgeruch. Dort wurden wohl Kartoffeln aufbewahrt.

Die Erlöserkirche ruht auf Kartoffeln«, sagte der Fußgänger halblaut.

Nachdem er einen Sperrholzbogen mit der frischgekalkten

Losung »Wir grüßen die 5. Kreiskonferenz der Jungen und Mädchen« durchschritten hatte, befand er sich am Anfang einer langen Allee, die auf den Namen »Boulevard der Jungen Talente« hörte.

»Nein«, sagte er traurig, »das ist nicht Rio de Janeiro, das ist viel schlimmer.«

Auf nahezu sämtlichen Bänken des Boulevards der Jungen Talente saßen einsam Mädchen mit aufgeschlagenem Buch. Löchrige Schatten fielen auf Buchseiten, auf nackte Ellbogen, auf rührende Ponyfrisuren. Als der Zugereiste die kühle Allee betrat, kam es auf den Bänken zu spürbarer Bewegung. Die Mädchen hielten die Bücher von Gladkow, Eliza Orzeszko und der Sejfullina vors Gesicht und warfen ihm scheue Blicke zu. Im Paradeschritt wanderte er an den erregten Leserinnen vorbei zum Gebäude des Exekutivkomitees, das sein Ziel war.

In diesem Moment bog eine Droschke um die Ecke. Neben ihr lief, sich an dem staubigen, abblättrenden Kotflügel festhaltend und einen prallen Ordner mit der Prägeschrift »Musique« schwenkend, ein Mann in einer langen Hemdbluse. Er redete eifrig auf den Fahrgast ein. Dieser, ein bejahrter Mann mit bananenförmiger Hängenase, preßte einen Koffer zwischen den Knien und zeigte dem Mitläufer von Zeit zu Zeit einen Vogel. In der Hitze des Streits war ihm die Ingenieursmütze mit dem Band aus leuchtend grünem Sofaplüsch auf die Seite gerutscht. Die beiden prozessierenden Parteien stießen oft und besonders laut das Wort »Gehalt« hervor.

Bald wurden weitere Worte verständlich.

»Das werden Sie verantworten, Kollege Talmudowski!« schrie der Mann mit der langen Hemdbluse und schob die vogelzeigende Hand des anderen weg.

»Und ich sage Ihnen, zu solchen Bedingungen kommt kein anständiger Spezialist zu Ihnen«, antwortete Talmudowski, bemüht, seinen Finger zur Schläfe zurückzubringen.

»Sie reden schon wieder vom Gehalt? Dann müssen wir mal die Frage der Raffgier aufwerfen.«

»Auf das Gehalt ist was gepfiffen! Und wenn ich gratis arbeite!« schrie der Ingenieur, und sein spießender Finger kurvte um die Schläfe. »Wenn ich will, geh ich überhaupt in Rente. Machen Sie sich diese Leibeigenschaft ab! Sie schreiben doch überall: >Freiheit, Gleichheit, Brüderlich-keit<, und mich wollen Sie zwingen, in diesem Rattenloch zu arbeiten.«

Der Ingenieur Talmudowski nahm rasch die Hand von der Schläfe und zählte an den Fingern ab: »Die Wohnung ein Schweinestall, kein Theater, das Gehalt... Kutscher! Schnell zum Bahnhof!«

»Brrr!« kreischte der Mann mit der Hemdbluse, eilte geschwind nach vorn und griff das Pferd am Zügel. »Ich als Sekretär der Sektion Ingenieure und Techniker... Kondrat Iwanowitsch! Das Werk bleibt doch ohne Spezialisten... Fürchten Sie Gott... Die Öffentlichkeit wird das nicht hinnehmen, Ingenieur Talmudowski. Ich habe das Protokoll in der Mappe.«

Der Sektionssekretär stellte sich breitbeinig hin und löste flink die Schnürbänder seiner »Musique«.

Diese Unvorsichtigkeit entschied den Streit. Als Talmudowski den Weg frei sah, erhob er sich und schrie aus Leibeskräften:

»Fahr zum Bahnhof!«

»Wohin ? Wohin ? «stam melte der Sekretär und hastete der Equipage hinterher. »Sie sind ein Deserteur von der Arbeitsfront!«

Aus der Mappe »Musique« flatterten Durchschlagbogen mit lila Beschriftung »gehört - beschlossen« zu Boden.

Der Zugereiste, der den Zwischenfall mit Interesse beobachtet hatte, stand noch minutenlang auf dem menschenleeren Platz und sagte in überzeugtem Ton: »Nein, Rio de Janeiro ist das nicht.«

Kurz darauf klopfte er an die Tür des Vorsitzenden vom Exekutivkomitee.

»Zu wem wollen Sie?« fragte ihn der Sekretär, der neben der Tür am Schreibtisch saß. »Was wollen Sie vom Vorsitzenden? In welcher Angelegenheit?«

Der Besucher schien das System des Umgangs mit den Sekretären von Regierungs-, Wirtschafts- und gesellschaftlichen Organisationen genau zu kennen. Er versicherte nicht, in einer dringlichen staatlichen Angelegenheit zu kommen.

»Persönlich«, sagte er trocken und schob, ohne den Sekretär noch eines Blicks gewürdigt zu haben, den Kopf durch den Türspalt. »Darf man?«

Und ohne die Antwort abzuwarten, trat er zum Schreibtisch.

»Guten Tag. Erkennen Sie mich?«

Der Vorsitzende, ein Mann mit schwarzen Augen im mächtigen Schädel, bekleidet mit einem blauen Jackett und ebensolchen Hosen, die in die Schäfte der Stiefel mit den hohen Schnelläuferhacken gesteckt waren, sah den Besucher recht zerstreut an und tat kund, er erkenne ihn nicht.

»Wirklich nicht? Aber viele finden, ich sähe meinem Vater sehr ähnlich.«

»Ich sehe meinem Vater auch sehr ähnlich«, sagte der Vorsitzende ungeduldig. »Was möchten Sie, Genösse?«

»Kommt drauf an, wer der Vater ist«, bemerkte der Besucher traurig. »Ich bin der Sohn des Leutnants Schmidt.«

Der Vorsitzende wurde verlegen und erhob sich. Er sah das berühmte Porträt des revolutionären Leutnants - bleiches Gesicht, schwarze Pelerine mit Löwenköpfen als Schnallen - deutlich vor sich. Während er seine Gedanken ordnete, um dem Sohn des Schwarzmeerhelden eine angemessene Frage zu stellen, betrachtete sein Besucher die Möblierung des Zimmers mit dem Blick eines wählerischen Käufers.

Früher, unterm Zaren, waren Amtsstuben nach Schema

F möbliert worden. Man hatte eigens eine Rasse von ärarischen Möbeln gezüchtet: flache Schränke bis unter die Decke, hölzerne Bänke mit drei Zoll starkem poliertem Sitzbrett, Tische auf dicken Billardbeinen und eichene Geländer, die die Amtsstube gegen die unruhige Außenwelt abschirmten. Während der Revolution starb diese Möbelrasse nahezu aus, und das Geheimnis ihrer Fertigung ging verloren. Die Menschen vergaßen, wie die Räume von Amtspersonen auszustatten seien, daher erschienen in den Dienstzimmern Gegenstände, die bislang als unveräußerliches Zubehör einer Privatwohnung gegolten hatten: gefederte Advokatensofas mit einem Spiegelglasfach für die sieben Porzellanelefanten, die angeblich Glück bringen, Regale, Geschirrschränke, ausziehbare Ledersessel für Rheumatiker und himmelblaue Japanvasen. Das Arbeitszimmer des Vorsitzenden vom Arbatower Exekutivkomitee enthielt außer einem gewöhnlichen Schreibtisch zwei mit rissiger rosa Seide bespannte Polsterhocker, ein gestreiftes Kanapee, einen Atlaswandschirm, auf den der Fudschijama nebst einem blühenden Kirschbaum gestickt war, und schließlich einen slawischen Spiegelschrank von derber Marktarbeit.

Marke »Hei, ihr Slawen!« dachte der Besucher. Hier ist nicht viel zu holen. Nein, Rio de Janeiro ist das nicht!

»Schön, daß Sie kommen«, sagte der Vorsitzende endlich. »Sie sind gewiß aus Moskau?«

»Ja, auf der Durchreise«, antwortete der Besucher, und ein gelegentlicher Blick auf das Kanapee überzeugte ihn noch mehr, daß es um die Finanzen des Exekutivkomitees nicht üppig bestellt war. Er bevorzugte Exekutivkomitees, deren Räume mit neuen Schwedenmöbeln aus dem Leningrader Holzverarbeitungstrust ausgestattet waren.

Der Vorsitzende wollte fragen, welchen Zweck der Besuch des Leutnantssohns in Arbatow verfolge, doch statt dessen lächelte er kläglich und sagte: »Wir haben

wunderschöne Kirchen. Es waren schon Vertreter der Hauptverwaltung Wissenschaft hier; man will sie restaurieren. Sagen Sie, haben Sie Erinnerungen an die Meuterei auf dem Panzerschiff "Otschakow"? «

»Nur sehr trübe«, antwortete der Besucher. »In jener heroischen Zeit war ich noch ganz klein. Ich war ein Kind.«

»Verzeihung, wie ist Ihr Name?«

»Nikolai... Nikolai Schmidt.«

»Und der Vatersname?«

Ach, so was Ärgerliches, dachte der Besucher, der den Vornamen seines Vaters nicht wußte.

»Tja«, sagte er gedehnt, einer direkten Antwort ausweichend. »Heutzutage kennen viele die Namen der Helden nicht. Das kommt vom Rausch der NÖP. Kein Enthusiasmus mehr. Ich bin eigentlich rein zufällig in Ihre Stadt gekommen. Eine Unannehmlichkeit während der Reise. Ich habe keine Kopeke mehr.«

Der Vorsitzende war hoch erfreut über den Themawechsel. Er fand es schmachlich, daß er den Vornamen des Helden von der »Otschakow« vergessen hatte. Wirklich, dachte er und musterte liebevoll das beseelte Antlitz des Helden, man stumpft regelrecht ab bei der Arbeit. Die großen Meilensteine geraten in Vergessenheit.

»Was sagen Sie? Keine Kopeke? Sehr interessant.«

»Natürlich könnte ich mich auch an eine Privatperson wenden«, sagte der Besucher, »mir würde jeder was geben, aber, verstehen Sie, das wäre vom politischen Standpunkt aus ungünstig. Der Sohn eines Revolutionärs — und bittet einen Privatmann, einen NÖP-Schieber, um Geld...«

Die letzten Worte sprach der Leutnantssohn mit schluchzendem Unterton. Der Vorsitzende lauschte dieser neuen Klangfarbe mit Sorge. Womöglich Epileptiker, dachte er. Dann geht's nicht ohne Scherereien ab.

»Das war sehr richtig, daß Sie sich nicht an einen Privatmann gewendet haben«, sagte er schließlich verwirrt.

Darauf kam der Sohn des Schwarzmeerhelden sanft, ohne Nachdruck zur Sache. Er bat um fünfzig Rubel. Der Vorsitzende, von den knappen Grenzen seines örtlichen Budgets eingeengt, konnte ihm nur acht Rubel geben, dazu drei Essenmarken für die Konsumkantine »Ehemaliger Freund des Magens«.

Der Heldensohn steckte Geld und Essenmarken in die tiefe Tasche seines abgetragenen, großgetüpfelten grauen Jacketts und wollte sich eben von dem rosa Hocker erheben, als vor der Tür Schritte und die abwehrende Stimme des Sekretärs hörbar wurden.

Die Tür ging ruckartig auf, und auf der Schwelle erschien ein neuer Besucher.

»Wer ist hier der Chef?« fragte er schwer atmend und ließ die Augen lüstern durch den Raum huschen.

»Ich«, antwortete der Vorsitzende.

»Guten Tag, Vorsitzender«, blaffte der Neuankömmling und streckte die schaufelbreite Hand vor. »Darf ich mich vorstellen? Ich bin der Sohn des Leutnants Schmidt.«

»Wer?« fragte das Stadtoberhaupt mit weitaufgerissenen Augen.

»Der Sohn des großen, unvergeßlichen Helden, des Leutnants Schmidt«, wiederholte der Ankömmling.

»Aber der Genösse da ist der Sohn des Leutnants Schmidt, Nikolai Schmidt.«

Der Vorsitzende wies gänzlich perplex auf den ersten Besucher, dessen Gesicht plötzlich einen schläfrigen Ausdruck hatte.

Für die beiden Gauner war ein heikler Moment eingetreten. In den Händen des arglosen, vertrauensseligen Vorsitzenden konnte jeden Moment das scheußliche Schwert der Nemesis aufblitzen. Das Schicksal gab ihnen nur eine Sekunde Zeit, um sich eine rettende Kombination einfallen zu lassen. In den Augen des zweiten Leutnants stand Entsetzen.

Seine Gestalt im Sommerhemd »Paraguay«, in den ausgestellten Matrosenhosen und hellblauen Segeltuchschuhen, eben noch straff und kantig, floß auseinander, verlor ihre eindrucksvollen Konturen und flößte keinerlei Achtung mehr ein. Das Gesicht des Vorsitzenden zeigte ein garstiges Lächeln.

Und als der zweite Leutnantssohn eben zum Schluß gelangte, daß alles verloren sei und der entsetzliche Zorn des Vorsitzenden jetzt gleich über seinen rothaarigen Kopf hereinbrechen würde, kam von dem rosa Polsterhocker die Rettung.

»Wassja!« schrie der erste Sohn des Leutnants Schmidt aufspringend. »Mein Bruder! Erkennst du deinen Bruder Kolja nicht?«

Und der erste Sohn schloß den zweiten Sohn in die Arme.

»Ich erkenne dich!« rief Wassja, dem ein Licht

aufging. »Ich erkenne meinen Bruder Kolja.«

Die glückhafte Begegnung war von solch stürmischen Zärtlichkeiten und solch heftigen Umarmungen begleitet, daß der zweite Sohn des Schwarzmeerrevolutionärs mit schmerzensebleichem Gesicht daraus hervortauchte. Sein Bruder Kolja hatte ihn vor lauter Freude tüchtig gewalkt. Während sie sich umarmten, warfen sie Seitenblicke zu dem Vorsitzenden, der noch immer eine saure Miene zeigte. Mithin mußte die rettende Kombination an Ort und Stelle ausgebaut, mit Details aus dem Alltagsleben und neuen Einzelheiten des Matrosenaufstandes aus dem Jahre 1905, die der Kommission für Parteigeschichte entgangen waren, ausgepolstert werden. Sich bei den Händen haltend, setzten sich die Brüder aufs Kanapee und versanken, ohne den liebedienerischen Blick vom Vorsitzenden zu lösen, in ihren Erinnerungen.

»So was von erstaunlicher Begegnung!« rief heuchlerisch der erste Sohn, und sein Blick lud den Vorsitzenden ein, an dem Familienfest teilzunehmen.

»Ja«, sagte der Vorsitzende mit gefrorener Stimme. »Was es nicht alles gibt.«

Als ihn der erste Sohn noch immer in den Klauen des Zweifels sah, streichelte er dem Bruder die Locken, die rötlichgelb waren wie bei einem Setter, und fragte zärtlich: »Wann bist du denn aus Mariupol gekommen, wo du bei unserer Großmutter gelebt hast?«

»Ja, dort hab ich gelebt«, murmelte der zweite Leutnantssohn, »bei der Großmutter.«

»Warum hast du so selten geschrieben? Ich habe mir große Sorgen gemacht!«

»Ich hatte zu tun«, antwortete der Rötlichgelbe mürrisch.

Und in Furcht, der eifrige Bruder werde jetzt fragen, was er zu tun gehabt habe (seine Beschäftigung hatte vorwiegend darin bestanden, daß er in Besserungshäusern diverser autonomer Republiken und Gebiete einsaß), riß der zweite Sohn die Initiative an sich und fragte seinerseits: »Und warum hast du nicht geschrieben?«

»Ich habe geschrieben«, antwortete das Brüderchen überraschend und spürte einen ungewöhnlichen Zustrom an Frohsinn, »sogar per Einschreiben. Hier sind die Postquittungen.«

Er griff in die Seitentasche und brachte tatsächlich eine Menge abgelagerter Papierchen zum Vorschein, die er jedoch nicht dem Bruder, sondern dem Vorsitzenden zeigte und auch das nur von weitem.

Merkwürdigerweise beruhigte der Anblick der Papiere diesen ein wenig, und die Erinnerungen der Brüder wurden lebhafter.

Der Rötlichgelbe hatte sich ganz in die Situation hineingefunden und erzählte recht vernünftig, wenn auch monoton, den Inhalt der Massenbroschüre »Die Meuterei auf der >Otschakow<«. Seine dünnen Darlegungen würzte er mit so malerischen Einzelheiten, daß der Vorsitzende wieder die Ohren spitzte.

Aber er ließ die Brüder in Frieden ziehen, und sie eilten, bedeutend erleichtert, hinaus auf die Straße.

Hinter der Ecke des Exekutivkomitees blieben sie erst einmal stehen.

»Apropos, Kindheit«, sagte der erste Sohn, »als Kind habe ich solche wie Sie an Ort und Stelle totgeschossen. Mit dem Katapult.«

»Warum denn?« fragte der zweite Sohn des berühmten Vaters freudig.

»So sind die rauen Gesetze des Lebens. Oder, kürzer ausgedrückt, das Leben diktiert uns seine rauen Gesetze. Warum sind Sie da reingekommen? Hatten Sie nicht gesehen, daß der Vorsitzende nicht allein war?« »Ich dachte...«

»Ach, Sie dachten? Sie denken also gelegentlich? Sie sind ein Denker. Wie ist Ihr Name, Herr Denker? Spinoza? Jean-Jacques Rousseau? Marc Aurel?«

Der Rötlichgelbe schwieg, bedrückt von der berechtigten Anklage.

»Nun, ich verzeihe Ihnen. Ich schenke Ihnen das Leben. Und jetzt wollen wir uns bekannt machen. Schließlich sind wir gewissermaßen Brüder, und Verwandtschaft verpflichtet. Ich heiße Ostap Bender. Gestatten Sie mir bitte, nach Ihrem ersten Familiennamen zu fragen?«

»Balaganow«, stellte der Rothaarige sich vor, »Schura Balaganow.«

»Nach Ihrem Beruf frage ich gar nicht erst«, sagte Ostap Bender höflich, »ich kann ihn mir denken. Gewiß etwas Intellektuelles? Wieviel Vorstrafen in diesem Jahr?« »Zwei«, antwortete Balaganow freimütig. »Das ist weniger schön. Warum verkaufen Sie Ihre unsterbliche Seele? Man darf nicht vorbestraft werden. Das ist eine üble Beschäftigung. Ich meine Diebstahl. Ganz zu schweigen davon, daß Stehlen Sünde ist - Ihre Mutter hat Sie doch bestimmt mit dieser Doktrin bekannt gemacht?

Überdies ist es eine sinnlose Verschwendung von Kraft und Energie.«

Ostap würde seine Lebensanschauungen noch lange entwickelt haben, hätte ihn Balaganow nicht unterbrochen.

»Schauen Sie mal«, sagte er und deutete in die grünen Tiefen des Boulevards der Jungen Talente. »Sehen Sie den Mann mit dem Strohhut?«

»Ich sehe ihn«, sagte Ostap hochmütig. »Na und? Ist es der Gouverneur der Insel Borneo?«

»Das ist Panikowski«, sagte Schura Balaganow. »Sohn des Leutnants Schmidt.«

Durch die Allee, im Schatten der altehrwürdigen Linden, bewegte sich, ein wenig zur Seite geneigt, ein nicht mehr junger Mann. Die Kreissäge saß schief auf seinem Kopf. Seine Hosen waren so kurz, daß die weißen Schnürbänder der Unterhose herausschauten. Unter dem Schnurrbart des Mannes blinkte wie Zigaretteglut ein Goldzahn.

»Was, noch ein Sohn?« sagte Ostap. »Das wird lustig.«

Panikowski schnürte auf das Gebäude des Exekutivkomitees zu, beschrieb versonnen eine Acht vor dem Eingang, griff mit beiden Händen nach der Kreissäge und rückte sie gerade, zupfte das Jackett zurecht und trat mit einem tiefen Seufzer ein.

»Der Leutnant hatte drei Söhne«, bemerkte Ostap, »zwei gescheite und einen Dummkopf. Man sollte ihn warnen.«

»Lieber nicht«, sagte Balaganow, »soll er sich fürs nächste Mal merken, was es heißt, die Konvention zu verletzen.«

»Was für eine Konvention?«

»Das erzähl ich Ihnen nachher. Er ist reingegangen!«

»Ich bin ein neidischer Mensch«, gestand Ostap, »aber hier ist kein Anlaß zum Neid. Haben Sie schon mal einen Stierkampf gesehen? Kommen Sie, wir schauen uns das an.«

Die beiden Kinder des Leutnants Schmidt, die miteinander Freundschaft geschlossen hatten, kamen hinter der Ecke hervor und traten ans Fenster des Vorsitzenden.

